



## Warum es keine Wiener Schule der Soziologie gibt (wohl aber eine Chicagoer)

Christian Fleck

In der Geschichte der Soziologie steht „Chicago“ für eine eigene „Schule“, für Entwicklungen, die im Department of Sociology der dortigen Universität ihren Ursprung hatten und für jene Probleme, die rasch wachsenden Großstädten eigen sind und zur soziologischen Erforschung geradezu einladen. Ein Problem, das beide Städte rund um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu meistern hatten, resultierte aus der Zuwanderung. Wien zählte in Europa zu den raschest wachsenden Städten und Chicago war in der neuen Welt in dieser Hinsicht führend. Natürlich gab es auch anderswo rasch wachsende Städte, beispielsweise das polnische Lodz, aber gerade in diesen beiden sonst so verschiedenen Städten bestanden auch günstige Voraussetzungen für die Erforschung urbaner Probleme: Genug sozialreformerisch ambitionierte Intellektuelle, eine Universität und andere Forschungseinrichtungen und ein paar Politiker, die an die Möglichkeiten der neuen Wissenschaft vom sozialen Leben glaubten. Zu den Ähnlichkeiten kann man noch eine Facette zählen, die aber zugleich die Differenz deutlich werden lässt. Als sich 1908 einige Wiener Intellektuelle daran machten, eine Soziologische Gesellschaft zu gründen, luden sie den Berliner Privatdozenten Georg Simmel – zu dessen Studenten gehörten angehende Soziologen sowohl aus Wien wie aus Chicago – zum Festvortrag ein. Nach Chicago fuhr Simmel selbst nie, wohl aber sandte er manche seiner soziologischen Essays dorthin, die von Mitgliedern des Chicagoer Departments umgehend übersetzt wurden. Sie erschienen zum Teil zuerst im

American Journal of Sociology, das vom Chicagoer Department of Sociology 1895 gegründet worden war und dort immer noch erscheint, und kamen erst später auf Deutsch heraus. In Wiener Feuilletons publizierte Simmel andere Texte.

Während in Chicago die Erforschung der drängenden neuen sozialen Probleme (Gettobildung ethnischer Gruppen, Wohnungselend der Neueinwanderer, Obdachlosigkeit, Kleinkriminalität u.a.) mehrere Jahrzehnte lang erfolgreich betrieben wurde und weltweit zum Vorbild wurde, scheiterten die Wiener Soziologen gleich mehrfach.

Es hätte aber auch ganz anders kommen können. Warum Wien keine vergleichbare soziologische Ausstrahlung zustande brachte, warum es zwar eine Chicago Schule der Soziologie gibt, aber keine Wiener Schule soll im folgenden erläutert werden.

Das Wiener intellektuelle Leben, die Art wie man hier rund um 1900 dachte und woran man sich dabei orientierte, sprachen für die Entstehung einer spezifischen Wiener Soziologie. Zu den begünstigenden Umständen zählen die in Wien dominante philosophische Orientierung, die dem amerikanischen Pragmatismus (der die Hausphilosophie nicht nur der Chicagoer Soziologen wurde) und dem liberalen Denken John Stuart Mills näher stand als dem im deutschen Sprachraum sonst herrschenden Idealismus. Der Altphilologe Theodor Gomperz zeichnete für die deutsche Übersetzung der Gesammelten Werke Mills verantwortlich und der sich vom Philosophen zum Soziologen wandelnde Wilhelm Jerusalem übersetzte William James.

Die Polemik, eine Geisteshaltung, die engagierter Sozialwissenschaft nicht ganz fremd ist, fand man über Jahrzehnte hinweg in den Texten, die Karl Kraus über Wien veröffentlichte. Zwar legte auch Kraus Wert darauf, dass die Fakten stimmten, aber ihm genügte zur Beschaffung der Daten das Medium des Hörensagens und Hintertragens: „Wie uns berichtet wurde“ lautete die in der Fackel häufig benutzte Phrase, die nicht verbergen mochte, was der Satiriker zum Programm erhob: „Die Verzerrung der Realität im Bericht ist der wahrheitsgetreue Bericht über die Realität.“ (Die Fackel Nr. 360, S.25 [1912]) Das nahm zwar gewisse tiefenhermeneutische Phrasen vorweg, spornte Sozialwissenschaftler der letzten Jahrhunderte aber nicht zu hybriden Anwendungen an.

Kraus' obsessives Zitieren von Presseberichten als Vorläufer soziologischer Inhaltsanalyse (und sei es solcher qualitativer Provenienz) zu bezeichnen, würde nicht nur deswegen zu weit gehen, weil er sich mit der distanzierten Haltung, die zum Markenzeichen der neuen (auch der Chicagoer) Soziologie werden sollte, nicht anfreunden wollte. Kraus begnügte sich mit dem, was andere verrieten und zitierte seine Gegner bis zur Kenntlichkeit. Recherchen überließ er anderen, denen er anfangs noch Platz in der Fackel einräumte. Seine über dreißig Jahre verstreut erscheinenden Hymnen auf Josef Schöffel setzen dem „Retter des Wienerwalds“ ein bleibendes Denkmal. Dieser Kämpfer gegen die Beamtenkorruption und gegen jene, die sich vom Abholzen des Naherholungsgebiets der Wiener hohen Gewinn versprachen, musste allerdings die Fakten selbst beibringen.

Zu den Reportern, die sich – ganz ähnlich den amerikanischen muckrakers – nicht scheuten, sich bei der Arbeit schmutzig zu machen, gehörten Aktivistinnen der Sozialdemokratie, allen voran der Armenarzt und Einiger der Arbeiterbewegung, Victor Adler,

der sich im Dezember 1888 in die Unterkünfte der Wienerberger Ziegelfabrik einschlich und darüber dann Artikel in der von ihm herausgegebenen und aus mit seinem Vermögen finanzierten Presse veröffentlichte. In seine Fußstapfen trat Max Winter, dessen auf eigenem Augenschein beruhende Artikel das Genre der Sozialreportage im deutschen Sprachraum mitbegründeten. Winter und seine aus dem Bildungsbürgertum stammenden Kollegen in der Arbeiter Zeitung ermunterten einfache Leute, kleine Parteimitglieder, Beobachtungen über ihre soziale Umgebung zu Papier zu bringen. Die besten Manuskripte wurden in der Arbeiter Zeitung veröffentlicht, die anderen wurden leider nicht archiviert – sie wären eine sozialhistorische Goldmine.

Die Karriere Winters war derjenigen eines der bedeutendsten Chicagoer Soziologen nicht unähnlich: Bevor Robert E. Park, der bei Simmel studiert und in Deutschland promovierte hatte, eine Stelle an der Universität annahm, arbeitete er jahrzehntelang als city editor der amerikanischen Massenpresse und war in dieser Rolle für eben solche Texte verantwortlich.

Während Park als Redakteur um sich junge Journalisten versammelte und das gleiche später mit jungen Soziologen tat, die er in die Brennpunkte Chicagoer Elends schickte, um sie darüber ihre Dissertationen schreiben zu lassen, konnten Adler und Winter an akademische Karrieren nie zu denken beginnen, dafür hatten sie in der stattlichen Sozialdemokratie ausreichenden Ersatz an Bildungswilligen, die sie unterrichten konnten. Dr. Park, der nach seiner journalistischen Arbeit lange Jahre als ghostwriter und Berater eines der ersten schwarzen Bürgerrechtlers, Booker T. Washington, arbeitete, wurde im hohen Alter von 56 Jahren Professor für Soziologie.

Wiener Sozialdemokraten eröffneten sich, fast ist man geneigt zu sagen: natürlich, solche Jobwechsel nie. Wenn ein Sozialdemokrat Ordinarius wurde, dann nur in Fächern wie Mathematik, Mediävistik oder Anatomie.

In Wien gab es allerdings etwas, um das sie die Chicagoer durchaus beneidet hätten, nämlich die amtliche Statistik, die zu Monarchiezeiten weltweit als vorbildlich galt und weit mehr war als bloßes Kompilieren der von Amts wegen routinemäßig anfallenden Zahlen. Die k.u.k. Statistische Zentralkommission und ihre Mitarbeiter überprüften in bester josephinischer Beamtenmentalität was ihnen untergeordnete Dienststellen an Zahlenwerk abliefern. Damit setzten sie Maßstäbe, die allerdings in der Ersten Republik mangels finanzieller Ausstattung der dann Bundesamt für Statistik genannten Behörde keine Fortsetzung fand.

Neben der Tradition amtlicher Statistik sollte man nicht zu erwähnen vergessen, dass in Wien schon sehr früh – zu Zeiten als Chicago noch nicht mehr als Bahnstation war – soziologische Analysen genuin als modern angesehener Phänomene durchgeführt wurden: 1881 veröffentlichte Thomas G. Masaryk „Der Selbstmord als sociale Masenerscheinung der modernen Civilisation“, worin er sehr systematisch und auf statistischem Material aufbauend die Bedingungen zu identifizieren suchte, warum der Selbstmord erst in der Moderne auftrat. Aufgrund dieser Arbeit hätte er im fernen Czernowitz eine Universitätsstelle bekommen können, was er wegen seiner politischen Ambitionen, die zu verfolgen ihm Wien der bessere Boden zu sein schien, ablehnte. Später wurde er dann an die neu eingerichtete tschechische Universität in Prag

berufen. Als Reichsratsabgeordneter trat er bis zum Kriegsausbruch 1914 als tschechischer Separatist auf, was seine akademische Reputation in deutschsprachigen Kreisen nicht gerade beförderte. Deswegen fehlt sein Name auch praktisch in allen deutschsprachigen Geschichten der Soziologie.

Und natürlich gab es im Wien der letzten Jahrhundertwende auch jene ein wenig betulichen besser Situierten, die sich für die besseren Kreise hielten und es sich angeeignet ließen, die Verrohten zu verbessern. Antialkoholismus, Sexualreform und – horribile dictu – positive Eugenik bedurften in der Stadt, die eigene Varianten gleich mehrerer Positivismen hervorbrachte, zur Untermauerung Sozialenqueten und andere Sammlungen von statistischem Material.

Erwähnt man dann noch, dass es der Wiener Ingenieur Josef Popper war, der sich das Pseudonym Lynkeus zugelegt hatte und unter diesem Namen Sozialutopien veröffentlichte, in denen der Rechenstift eine große Rolle spielte, dann ist das intellektuelle Panorama fast komplett, wäre da nicht der Hinweis darauf nötig, dass Wien auch die Zentralstelle eines weiträumigen Reiches war und daher die Untertanen auch noch aus der fernen Bukowina ihre Eingaben nach Wien schicken mussten.

Wen wundert es, dass Vorschläge, die von dort unterbreitet wurden, weit weniger geneigte Ohren fanden als die persönlich vorgebrachten Wünsche der Herrn Hofräte und ordentlichen öffentlichen Universitätsprofessoren vor Ort. Das brachte beispielsweise den in Czernowitz Römisches Recht lehrenden Eugen Ehrlich um jene bescheidenen Geldmittel, um die er angesucht hatte, um im Osten des Habsburger Reiches rechtsethnologische Feldforschung durchzuführen.

So besehen hatten es die in die Provinz verschlagenen Wiener um einiges schwerer als ihre Chicagoer Kollegen, die für ihre Vorhaben weitaus leichter Geldgeber fanden, war doch die dortige Universität überhaupt nur gegründet worden, weil der Plutokrat John D. Rockefeller sen., der ein gläubiger Mann war und deswegen das Geld, das er der Ausbeutung von Ölfeldern und der dort Arbeitenden verdankte, der Allgemeinheit zum Teil wenigstens wieder zurückgeben wollte. Solche Wissenschaftsmäzene gab es in Wien um 1900 deutlich weniger als jenseits des Atlantiks, aber immer noch mehr als in späteren Dezennien.

Die Bürokratie sollte auch später den Bemühungen der Sozialforscher meist ablehnend begegnen und das Geld fehlte immer. Das geistige Klima Wiens um 1900 war aber anregend genug, um wenigstens jene Werke entstehen zu lassen, die am Schreibtisch fabriziert werden konnten. Selbst den wohl noch für längere Zeit bislang einzigen österreichischen Nobelpreisträger für Ökonomie, Friedrich August Hayek, störte dieser theoretische Zug in der österreichischen Schule der Nationalökonomie. Doch auch ihm gelang es weder in der Ersten noch der Zweiten Republik Gelder im ihm nötig erscheinenden Umfang lukrieren zu können.

Dennoch wurde in den 1920er und 30er Jahren in Wien mehr als nur ein Exempel guter Sozialforschung zustande gebracht. Wie es möglich wurde, kann man am leichtesten mit einem heutigen Ausdruck charakterisieren: Selbstausbeutung. Genauer besehen war es das unfreiwillige Zusammenspiel zwischen unvergleichlich niedrigen Anspruchsniveaus an die berufliche Existenz der Sozialforscher und das klare Bewusst-

sein, dass ihnen die universitären Laufbahnen sowieso versperrt waren. Was ihnen blieb, war bis Anfang der 1930er Jahre die große Illusion des kommunalen Sozialismus in Form des Roten Wien.

Ihm verdanken wir zumindest drei Exempel wohldurchdachter Sozialforschung, die zur Hand zu nehmen auch heute noch lohnt.

Beispiel 1 stammt aus der Abteilung für Frauenfragen der Wiener Arbeiterkammer und hat Käthe Leichter zur Autorin. Um zu einem Studienabschluss zu gelangen, musste sie vor 1918 noch ins westliche Ausland ausweichen, weil in Wien Frauen manche Studien erst nach der Republikgründung erlaubt wurden. Zwischen 1920 und 1934 führte sie mehrere empirische Erhebungen zur Lage einzelner Gruppen von arbeitende Frauen durch und veröffentlichte die Ergebnisse in Broschüren und Artikeln, die aber nicht in der damals noch dünn gesäten akademischen Fachliteratur erschienen, sondern in den beiden Organen der Arbeiterbewegung „Arbeit und Wirtschaft“ und „Der Kampf.“

Käthe Leichters empirische Erhebungen sind nach heutigen Maßstäben recht simpel gestrickt. Zu beeindrucken vermögen sie den heutigen Leser allerdings immer noch wegen ihrer darin zum Ausdruck kommenden hohen Vertrautheit mit der Lebenswelt der von ihr Untersuchten. Neben ihrer Tätigkeit als Leiterin des Frauenreferats der Arbeiterkammer war Leichter politisch aktiv. Sie ist aus dem Kreis der sozialwissenschaftlichen Intelligenz des Roten Wien das bekannteste Opfer des Nazi-Terrors. Nach dem Anschluss 1938 zögerte die Sozialdemokratin mit der Flucht und wurde von der Gestapo geschnappt. Nach einer Verurteilung durch ein Nazi-Gericht wegen eines politischen Delikts wurde sie ins KZ Ravensbrück überstellt, wo sie, weil sie Jüdin war, 1942 bestialisch ermordet wurde.

Beispiel 2 fällt in die Kategorie der Wissenschaftspopularisierung: Otto Neurath gründete 1925 mit Unterstützung der Gemeinde Wien das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum, das in einer Schwundform heute noch existiert. In diesem Museum entwickelte Neurath gemeinsam mit dem kongenialen deutschen Grafiker Gerd Arntz die so genannte Wiener Methode der Bildstatistik. Ihr ging es darum, Zahlen und Größenverhältnisse in einer Form darzustellen, dass auch weniger Gebildete verstehen konnten, wie sich die Gesellschaft veränderte. In den meisten bildstatistischen Tafeln, die damals noch in einem sehr arbeitsaufwendigen Verfahren hergestellt werden mussten, geht es um Darstellungen von Zeitreihen, also um die Veränderungen bestimmter Merkmale im Zeitverlauf. Bevölkerung, Größe von Arbeiterwohnungen, Zahl der Telefonanschlüsse, Säuglingssterblichkeit u.a.m. werden über mehrere Zeitpunkte hinweg in ihren Veränderungen augenscheinlich. Noch vor dem Ende der Demokratie in Österreich wurde Neurath eingeladen, seine Wiener Methode auch im Ausland zur Anwendung zu bringen. Während des Aufstandes der Schutzbündler im Februar 1934 befand er sich auf Einladung der sowjetischen Regierung in Moskau, von wo er nicht mehr nach Wien zurückkehrte, sondern nach Den Haag ins Exil ging. Nach dem deutschen Überfall auf die Niederlande flüchtete er in einem Ruderboot nach Großbritannien, wo er wenige Monate nach der Kapitulation des Deutschen Reiches verstarb.

Beispiel 3 ist meines Wissens das einzige Werk empirischer Sozialforschung, das bislang verfilmt wurde. Die 1933 erschienene Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ regte in den 1980er Jahren Karin Brandauer zu einem Fernsehfilm mit dem Titel „Einstweilen wird es Mittag“ an, den Marie Jahoda, die einzige aus dem Autorentrio von „Marienthal“, die ihn noch sehen konnte, zu kitschig fand. Das hindert Soziologieprofessoren nicht daran, diesen Film regelmäßig Studienanfängern vorzuspielen, eine kräftige Prise Kitsch findet sich ja in der Soziologie öfters. „Marienthal“ wurde und wird aber nicht gelesen, weil es Arbeitslose verklärt, sondern weil diese Arbeit vielen zu Recht immer noch als Vorbild gilt. Der Mentor der Marienthalstudie, Paul F. Lazarsfeld, brachte nicht nur seine persönliche Meinung zum Ausdruck als er in der Einleitung das Werk in der „Lücke“ zwischen den „nackten Ziffern der offiziellen Statistik“ und „den allen Zufällen ausgesetzten Eindrücken der sozialen Reportage“ platzierte. „Systematische Beobachtung“ des arbeitslosen Dorfes und nicht der einzelne Arbeitslose sollte diese Lücke ausfüllen.

Die Studie selbst, die seither mehrfach wieder aufgelegt und in viele Sprachen übersetzt wurde, zählt zu den Meilensteinen der empirischen Sozialforschung. Das schmale Bändchen (der eigentliche Bericht war so kurz geraten, dass Hans Zeisel noch ein Nachwort zur Geschichte der Soziographie schreiben musste, um es auf Buchlänge zu bringen) ist heute noch aus mehr als einem Grund lesenswert. Aus ihm erfährt man, was es für die Bewohner des kleinen Dorfes, rund dreißig Kilometer südöstlich von Wien (es ist heute ein Teil der Gemeinde Grammatneusiedl), bedeutete, ohne Arbeit dazustehen: Die Benutzung der städtischen Bibliothek ging zurück, Tanzveranstaltungen und andere Vergnügungen entfielen, ein Kindergarten wurde geschlossen, die aktive Teilnahme am Leben in den politischen Parteien kam zum Erliegen, die Wahlbeteiligung und die Stimmenanteile für die Parteien blieben hingegen nahezu unverändert; während die „politischen Feindseligkeiten“ abnahmen, stieg die Zahl der anonymen Anzeigen. Die Autoren wählten dafür die Bezeichnung „müde Gemeinschaft“.

„Marienthal“ ist aber auch der Beginn der sozialpsychologischen Arbeitslosenforschung, weil darin die Auswirkung langdauernder Arbeitslosigkeit auf die Befindlichkeit der Betroffenen nicht nur eindrücklich geschildert wird, sondern der Versuch unternommen wird, das zu erklären. Dazu entwarfen die Autoren ein Stufenmodell des sozialmoralischen Abstiegs: Auf die anfängliche Ungebrochenheit folge Resignation, Verzweiflung und die am längsten Arbeitslosen enden in der Apathie. Die Sozialforscher belegen diese Haltungstypen mit Daten, die sie aufgrund vielfältiger und höchst origineller Erhebungen gesammelt hatten: Tagebücher, Zeitverwendungsbögen, Familienstudien, Schulaufsätze, Inventare der Mahlzeiten, Haushaltsbücher und anderes mehr.

Der Verfall der Zeitstruktur und des Zeitbewusstseins traf die Männer stärker als die Frauen, die wegen der Haushaltsführung genötigt waren, die in Überfülle vorhandene Zeit einzuteilen („die Frauen sind nur verdienstlos, nicht arbeitslos im strengsten Wortsinn“). Im abschließenden Teil, „Die Widerstandskraft“ überschrieben, werden die Haltungstypen mit einer weiteren Variablen korreliert, dem für jede Person zur

Verfügung stehenden „Einkommen.“ Dazu heißt es: „Die Verschlechterung der ökonomischen Lage bringt also eine im Mittel fast errechenbare Veränderung der Stimmung mit sich“. Langdauernde Arbeitslosigkeit führte zum Verlust des „Berufsbewusstseins“, arbeitslose Arbeiter mittleren Alters begannen als erste ihr „Arbeitslossein“ ... als „eigenen Stand“ zu empfinden, während jüngere und ältere weniger gefährdet zu sein schienen. Am Ende des Buches findet sich der Versuch eines Ausblicks: Während über die Zukunft keine gesicherten Aussagen gemacht werden könnten, könnten die biographischen Daten dahingehend interpretiert werden, dass ein Zusammenhang zwischen lebensgeschichtlichen Erfahrungen und der aktuellen Verarbeitung von Arbeitslosigkeit zu vermuten sei; inwiefern dadurch der w.o. beschriebene Zusammenhang von materieller Lage und Haltung modifiziert wird, wird nicht detaillierter diskutiert: „Im allgemeinen halten diejenigen, denen es früher besonders gut gegangen ist, entweder besonders lang oder besonders kurz stand“.

Möglich wurde diese Studie, die in sehr kurzer Zeit fertig gestellt wurde, weil die Gruppe, die Paul Lazarsfeld um sich versammelt hatte, zum einen in der Universität Wien beim Psychologenehepaar Karl und Charlotte Bühler wissenschaftliche Methoden erlernt hatte, die sie so flexibel anzuwenden in der Lage waren, dass sie auch tatsächlich dem Untersuchungsgegenstand angemessen waren und nicht bloß akademisch richtig waren. Zum anderen waren alle Mitarbeiter der Studie auch als Sozialdemokraten politisch an der Frage, welche Folgen Arbeitslosigkeit hervorbrachte, interessiert. Und schließlich fanden sie in der amerikanischen Rockefeller Foundation und in der Wiener Arbeiterkammer Geldgeber.

Die Veröffentlichung fand im Ausland mehr Echo als in Österreich oder Deutschland, wo sie im Verlag Hirzel in Leipzig wenige Wochen nach der Machtübergabe an Hitler erschienen war. In England und den Vereinigten Staaten, wohin sich Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel flüchten konnten, fanden die Autoren Gehör und Anerkennung. Über Österreich senkte sich derweilen der Schatten des Nazi-Reiches immer tiefer herunter, bis 1938 das ganze blühende geistige Leben zum Stillstand gebracht wurde. Die Autoren von Marienthal wurden später in New York, Chicago und in Sussex Professoren. In der Ostmark und später auch in Österreich vergaß man dieses Werk für viele Jahre.

In der Soziologie konnte Wien mit Chicago nicht wirklich konkurrieren. Das lag nicht am Mangel an intellektuellem Potential, sondern daran, dass weder die politischen Rahmenbedingungen existierten, unter denen soziologische Forschung erst verstetigt werden kann, noch auch die wissenschaftsorganisatorischen Voraussetzungen erfüllt waren, die derartige Forschung jedenfalls benötigt.